



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das war eine goldene Zeit!

Lienert, Meinrad

Frauenfeld, S. A

Der Gang zur Post

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99645)

Der Gang zur Post.

„Meiredli, tummle dich! Lauf mit dem Brief zur Post und wirf ihn in den Briefeinwurf; er pressiert. Siehst du, drum habe ich „pressant“ darauf geschrieben.“

„Ich gehe gleich“, machte ich, „muß nur noch eine Burg errichten und Soldaten drauf stellen.“

„Das kannst du nachher; der Tag läuft dir nicht davon; geh jetzt!“

Ich hatte eben eine englische Königsjacht, der Mutter Bügeleisen a. D., in See laufen lassen. Ein gewaltiger Kreidestrich umfaßte das unermessliche Meer. An seinem Ufer gedachte ich eine wohllarmierte Festung mit der Mutter Nähstischen und einer ausgedienten Zuckerbüchse aufzubauen. Ein starkbeschädigtes Lampenglas wollte ich an den Strand als Leuchtturm aufpflanzen. Das Wachsstümpfchen, welches ich aus der Großmutter schnupftabakduftendem Muff geraubt, brannte bereits — was für eine Rücksichtslosigkeit war das nun von meiner Mutter, mich mitten aus der Weltgeschichte heraus auf das ungeblochte Parkett des Alltags stellen zu wollen!

„Ach Mutter, du lässest einen nicht einmal den Krieg fertig machen!“

„Geh jetzt und komm bald wieder!“

„Ja, ja“, brummte ich unwillig, tiefbeleidigt durch die mütterliche Ermahnung, bald wieder zurückzusein; befand sich die Post doch gleich im zweitnächsten Haus, kaum fünfzig Schritte von uns.

„So gib ihn!“

Der Brief wurde mir übergeben. Ich steckte ihn in die Tasche. Ein paar tolle Sprünge, ein wildverwegener Ritt über das Stiegengeländer, und ich stand unter der Haustüre.

Draußen sah alles blendendweiß aus. Alle Dachgiebel hatten sich aufs feinste bepelzkappt. Ein frischer Schnee war gefallen. Lustig wie aus eitel Taubenfederchen, aber hoch war er aufgebaut.

Ach, dachte ich, was ließen sich da für feine Säle und Stübchen im Schnee machen! Da könnte sich einer einrichten wie der König Drosselbart und in lauter schneewieselweißem Marmor wohnen. Es fielen mir auf einmal eine ganze Reihe von Königen ein, die alle in weißen Marmorschlössern residiert hatten.

Ich sprang in den Schnee und begann sogleich, vorläufig noch planlos, ihn niederzu trampeln. Keine geringe Arbeit; denn der Schnee lag fast meterhoch. Was für ein königlicher Palast ließ sich auf dem stillen Dorfplatz bauen! Kein Mensch machte mir den Baugrund streitig; keine städtische Kommission würde mich mit nörglerischen Spitzfindigkeiten und Liegenschaftssteuern

plagen. Das Dorfpublikum war froh, daß der Schneepflug für genügenden Durchpaß durch die weißen, hochaufgetürmten Marmorbrüche gesorgt hatte.

Und nun kam Plan und Ziel in meine Arbeit. Ich bereitete mit Händen und Füßen einen großen Herrensaal, kalt und vornehm. Wohl zehnmal legte ich mich den Wänden nach auf alle mögliche Art in den Schnee, mit ausgestreckten Armen und Beinen, seitlings, rücklings und bäuchlings; drückte auch noch das Gesicht hinein, als gälte es, eine Totenmaske in Wachs abzunehmen. Also wurde der Saal allseitig mit einer durchaus eigenartigen Bildergalerie geziert. „Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.“ Bei vielen dieser Bilder aus Alabaster sah man sogar die Ohren und Nasenlöcher und den verwilderten Schopf haarscharf abgezeichnet. Kurzum, es war eine sehenswerte Ahnengalerie.

Nun stampfte ich verschiedene Ausgänge und ebenso viele heimelige Seitengemächer, in denen ich zahlreiche weißseidene Polsterstühle „festsaß.“

Endlich hatte ich mein großes Werk, den Palast, beendet — es war wohl eine geraume Zeit darüber vergangen — und saß nun, sinnend und die Gartenanlage bedenkend, im großen Saal auf meinem bläulich schimmernden Thronessel, einsam und allein wie der König von Bayern auf Herrenchiemsee. Die bläulichweiße Seide begann allmählich etwas durchzuschlagen,

und eine gewisse unfönigliche Unbehaglichkeit krabbelte den Rücken hinauf. Da flog ein Schneeball an meinem Kopfe vorbei, und ehe ich mich aufgerafft, jagten zwei Nachbarsbuben in meinen Palast, warfen sich links und rechts, wo's ging, in die Wände meines Thronsaales hinein und vermehrten die sorgfältig angelegte Ahnengalerie mit ihren Bildern. Kein Bildhauer der Welt hätte ihre gespreizten Finger und ihre Rismerkappen mit dieser schreienden Wahrhaftigkeit in den Marmor gemeißelt.

„Macht, daß ihr aus meinem Saal hinausgeht!“ rief ich drohend.

„Nein!“ trockten sie lachend. „O, schau du den an! Wir haben so gut das Recht da im Schnee herumzustampfen wie du!“

Nun schlug einer mit dem Schuh in meine Polsterstühle, also daß ihre Flaumfederchen auseinanderstoben wie Dezemberschnee.

Ein Sprung, ich hatte ihn am Kragen. Wir purzelten mitsammen zu Boden. Der Dritte mengte sich in den Kampf. So wälzten wir uns, ein kreischender Bubenknäuel, im aufstiebenden Marmorstaub herum.

Da, der Ton eines Glöckleins. Der Knäuel fuhr blitzgeschwind, so geschwind, wie es die glattesten Schlangen niemals fertig brächten, auseinander. Und o Wunder: Drei sittsame kleine Knaben mit Taubenaugen knieten am frischgepflügten Weg.

Wieder der zitternde Ton eines Glöckleins, und um die nächste Hausecke bog der Sigrift, die Laterne in der einen, in der andern Hand das Versehglöcklein. Ihm folgte der Priester im Chorhemd, das Allerheiligste tragend. Kam wohl von einem Sterbenden. Einige Frauen und Kinder folgten mit brennenden Wachskerzen. Nun erhoben auch wir uns und folgten wahrhaft andächtig und einträchtiglich dem Erlöser nach in die Kirche. In der Kirche erteilte der Priester den Segen, und dann wollten wir wieder durch eine Seitenpforte der Kirche hinausgehen.

Im Vorgang stellte uns der Sigrift. Er winkte vom Turmeingang her. Freudestrahlend eilten wir zu ihm in den Turm hinein; denn nun durften wir ihm vesperläuten helfen. Eine ganze Viertelstunde lang läuten, welch ein Hochgenuß für uns Waldstattbuben!

Jeder faßte einen Glockenstrang, und mit gezückter Kartoffel, alias Taschenuhr, stand der alte Sigrift da, ebenfalls einen Glockenriemen in der andern Hand haltend. Die Turmuhr schlug.

„Setzt!“

Nun zogen wir auf Tod und Leben an unsern Glockensträngen, die durch kleine Löcher von der Decke herabhingen.

Bilibambambam...

„Hör mal, Meiredli“, sagte der Sigrift, „erzähl’ wieder einmal etwas; du weißt ja immer etwas.“

Sollst ja erst lezthhin den Buben von einem unterirdischen Gang erzählt haben, der, von euerm Kartoffelfeller ausgehend, in einem Zauberichlosse auslaufe."

"Ja", rief einer der Knaben, "und als wir den Gang sehen wollten, so sagte er, er sei halt von einem Erdbeben verschüttet worden. Das war ja gar keine wahre Geschichte."

"Nein, er hat sie gelogen", sagte der andere Buh.

Ich verachtete diese Einreden gegen die Wahrheit meiner Geschichten und sagte bloß: "Euch erzähl' ich nie mehr etwas; es wäre mir noch lang zu dumm."

"Aber mir bericht' etwas, Meiredli", ermunterte der Sigrift, "es ist mir dann kurzweiliger; doch das sag' ich dir: die großen Leute darf man nicht anschwindeln!"

"Wißt, Sigrift", redete ich, "mein Vater hat einen Atlas."

"So, so."

"Ja", fuhr ich wichtig werdend fort, "und da hat er mir daraus gesagt, wie die Welt ist."

"Das dünkt mich kurios; wie ist denn die Welt?" fragte verwundert der Alte.

"Also", begann ich jetzt hochwichtig, "zuerst kommt lange, lange nichts, und dann kommen die Sterne, und das sind alles Welten."

"Wer's glaubt", machte der Sigrift; "wie sehen sie denn aus?"

„He“, beschied ich kurzbesonnen, „halt wie Strumpffugeln.“

„O, das glaub' ich ewig nie“, sagte der Sigrift.

„Ich auch nicht“, ein Knabe.

„Ich auch nicht“, der andere.

Alle glaubten es nicht.

„Es ist doch wahr“, trotzte ich gekränkt. „Und dann kommt die Sonne, und die sieht aus wie eine brennende Heubürde.“

„Das glaub' ich erst recht nicht“, machte der Alte.

„Ich auch erst recht nicht“, der eine Knabe, und der andere sagte ihm's nach. Alle glaubten es erst recht nicht.

„Es ist gleichwohl wahr“, behauptete ich verstimmt, „und dann kommt der Mond, und der sieht aus wie eine goldene Regelfugel.“

„So“, rief der Sigrift entrüstet aus, „da hört man jetzt, wie der Kleine schon lügt. Erst gibt er uns an, der Himmel sei voller Strumpffugeln, und nun sagt er gar, der Mond sei eine Regelfugel, und es weiß doch ein jedes Kind, daß der Mond eine Scheibe ist; für was hieße es sonst in allen Geschichtenbüchern «die Mondscheibe ging auf»? Erst lezthin hab' ich's in einem dicken Buche gelesen; es stand mehr als hundertmal darin. Und da willst du einem alten Mann solche Bären aufbinden! Bürschlein, Bürschlein!“

„Es ist doch wahr!“ schrie ich wild werdend, „und auf dem Mond hat's Land und Wasser und Berge, welche einmal Feuer herausgespeit haben.“

Jetzt brach der Sigrift in ein Gelächter aus, und beide Knaben stimmten fröhlich ein.

„Es ist wahr; es ist wahr; es ist wahr!“ lärmte ich.

Da zerrte der Sigrift also wütend an seinem Glockenstrang, daß ihn die zu sehr in Schwingung geratene Glocke an die Decke heraufriß, wo er mit dem Kopfe heftig anstieß. Dort zappelte er nun wie weiland Sindbad, der Seefahrer, als er dem Vogel Roch an den Beinen hing, fuhr aber schneller wieder herab als seinerzeit der Schneider von Ulm, als ihm die Flügel ausgingen.

Jetzt besann ich mich auf die Vorzüglichkeit meiner Beine und begab mich schleunigst auf die große Retirade um die Turmecke.

Die tiefergehende Sonne beleuchtete das Kloster, also daß die großen Turmuhren glänzten und blitzten wie lauter Gold. Und trotzig standen die beiden steinernen Kaiser am Aufgange zur Kirche da, wie die steinernen Engel und Engelein auf den Kramgaßladen, mit blendendweißen Pelzröcken bekleidet. Doch konnte ich's nicht leiden, daß ihnen Krone und Helm von hohen weißen Rosenmützen zugedeckt waren. Es schadete ihrer Majestät. Rasch gelang es mir, durch einige wohlgezielte Schneebälle, ihnen die entwürdigenden

Bärenmützen abzuwerfen, wofür sie mit Szepter und Schwert verbindlich zu winken schienen.

Durstig von der Läutarbeit, hüpfte ich zum Brunnen unserer Lieben Frauen hinunter. Der stand einsam und verträumt da, und aus seinen vierzehn Röhren plätscherte über kristalllautere Eiszapfen und =Zäpfchen das ewigfrische Wasser.

Grad setzte ich zum Trinken an, da spritzte mir von der Seite her Wasser an die Backe.

Erstaunt und erbozt, mit noch triefendem Mund, sah ich mich um. An einer Röhre, fast verborgen hinter dem Brunnen, stand mein Nachbarskind, das heiterschopfige Marieli, das immer so gern mit mir Fangmich und Versteckens spielte, und lächelte mich, den verräterischen Finger noch an der Röhre, mit den blauen Augen an.

„So, du . . .“, wollte ich's anfahren. Da traf mich nochmals ein schüchterner Wasserstrahl an ein Hosenbein.

„Aber jetzt!“ lärmte ich grimmig und fuhr auf das Marieli los; „wart jetzt nur!“

Zornbebend packte ich die Kleine und riß sie an ihren blonden Zöpfen. Sie lächelte mich noch an, als gefiele es ihr fast, von mir gerissen zu werden. Das nahm ich aber für eitel Spott, warf das aufschreiende Kind in den hohen Schnee, daß es drin fast ganz verschwand, und „salzte“ es so regelrecht ein, daß der Schnee aufstob.

Sogleich, wie ich's los ließ, mühte es sich verzweifelt ab, aus dem Schnee zu kommen, und nun lag es da, hastig atmend, mit zündroten Wangen, verschüttelte die aufgegangene goldene Haarwelle und schaute mich hilflos weinend mit großen entsetzten Augen immer an.

„Steh' doch auf!“ sagte ich, etwas bedrückt.

Es schien mich nicht zu hören. Wie gebannt lag es im Schnee, immer die zwei blauen, schreckensstarrten Augen auf mich gerichtet und trostlos vor sich hinschluchzend.

Eine tiefe, nie gefühlte Beschämung kam mit einemmal über mich und ein großes Erbarmen mit den entsetzten blauen Augen.

„Marieli, steh' jetzt auf; ich tu' dir nie mehr etwas!“ bat ich.

Keine Antwort als das gleichmäßige Schluchzen und Schlucken. Und in seinen Augen sah ich zum erstenmal, was mir später wohl auch in den eigenen Augen gestanden haben wird: ein furchtbares Erwachen, eine nie geahnte Enttäuschung, kurzum den Blick, der zum erstenmal hineinsieht in die alles verschlingende, alles zermalmende, erbarmungslose Mühle des Lebens. Was ich auch redete, die unglückseligen blauen Augen sahen mich fremd an, starrten mich an wie etwas Ungeheuerliches.

Still schlich ich, das Weinen nun ebenfalls zuvorderst, davon. Nur von ferne noch sah ich, wie sich das

Marieli erhob, sich wie ein verschneites Vögelchen verschüttelte und langsam heimwärts ging.

Aber ach, wie bald laufen Kinderreu' und Kinderleid vor neuen Eindrücken davon!

Die alten schweren Postrosse, die eben von der Schwyzerpost waren abgelöst worden, stapften müde nach ihrer Stallung. Ein verwegenes Klettern: ich thronte auf meinem Lieblingsgaul, einem alten Schimmel. „Hü, hü, Schimmel!“ lärmte ich und ritt, stolz wie ein Knabe auf einem Schimmel, über den Platz vor unserm Hause, nicht ohne Wehmut die Ruinen meines verflossenen Alabasterpalastes beaugenscheinigend.

Ein Fenster ging in unserm Hause.

„Meiredli!“ rief die Mutter. „Kommst du vielleicht heute auch noch einmal nach Hause, oder muß man dich mit der Kutsche holen?“

„Ich komme ja schon“, machte ich verdroffen und eifrig sitzenbleibend.

„So? Wer macht denn deine Hausaufgaben, sag? Etwa wieder die Großmutter?“

„Ach was“, murrte ich unwirsch, „die hab' ich am Abend noch bald gemacht, wird nicht so pressieren!“

Hinter einem Vorhang hervor schaute halbwegs das ernste Gesicht des Vaters.

Ein fecker Abschwung vom Postgaul, ein paar Meilenstiefelsprünge, ein kurzes Hülterpulter durchs Stiegenhaus hinauf und ich stand in der Wohnstube.

„Muß man die Großmutter für dich vielleicht auch noch in die Schule schicken?“ fragte der Vater.

Was für harmlose, kaninchenfromme Musteraugen hätten mich jetzt aus dem Boden angeschaut, wenn er ein Spiegel gewesen wäre.

„Aber wo bist du denn wieder herumgefahren?!“ schimpfte die Mutter, „bist ja wieder ganz schmutzig. Was brauchst du denn immer auf den verschwitzten Postgäulen herumzureiten?“

Blitzgeschwind zog ich das Mastuch aus dem Hosensack, mich abzuputzen. Da fiel ein zerknittertes Papier mit auf den Boden. Der Vater hob es sogleich auf. Es war der Brief, den mir die Mutter vor einigen Stunden übergeben hatte und auf dem in einer Ecke „pressant“ geschrieben stand.

„Was?!“ machte erstaunt der Vater, „wie, der Brief ist noch nicht fort? Du trägst ihn gar im Hosensack herum, und er preßiert so!“ —

„He ja, es ist eigentlich wahr“, meinte die Mutter, „ich gab ihn dem Meiredli schon vor etwa zwei Stunden. Aber“, beschwichtigte sie rasch, da sie des Vaters drohende Augenbrauen sah, „aber das Büblein hat ihn halt vergessen. Jetzt geh aber sogleich und trag' ihn hin!“ rief sie anscheinend sehr aufgebracht und versuchte mich schleunigst aus der Stube zu schieben.

„Nein“, sagte zornig der Vater, „den Brief trag' ich selber hin, sonst macht er nochmals eine Schweizerreise,

bevor er ihn in den höchstens zwei Minuten entfernten Briefkasten bringt. Adieu!"

Ich wurde künftig in der Familie nie mehr als Briefträger benutzt, und es ist mit dem Mißtrauen in dieser Beziehung bis auf den heutigen Tag nicht besser geworden, eher schlimmer. Selbst meine eigenen Kinder erlauben sich, wenn sie mich mit einem Brief ausgehen sehen, die schnöde Bemerkung: „Vaterli, vergiß den Brief nicht in den Briefeinwurf zu werfen!"
